

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Band: 19 (1951-1952)
Heft: 5

Artikel: Einige Worte über das Phantastische
Autor: Kassner, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758660>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EINIGE WORTE ÜBER DAS PHANTASTISCHE

Nach der Lektüre von Carl J. Burckhardts «Richelieu»

I

Wann erscheint der zweite Band?» Es wird gar nicht erst hinzugefügt: «Richelieu». So lautet die Frage zuweilen, wenn die Rede auf Burckhardt kommt. Sie ist unter Deutschen wohl auch darum begreiflich, weil es darin, im zweiten Band «Richelieu», um den Westfälischen Frieden gehen muß, der zu allem dazu nach dem Vertrag von Versailles 1919 von dem so vieles voraussehenden französischen Historiker Jacques Bainville als das Muster eines klugen, richtigen, voraussichtigen, mit einem Worte guten Friedenspaktes hingestellt worden ist, eines Paktes im Sinne Frankreichs, der zugleich der von Europa zu sein hätte. War er nun wirklich so voraussehend, wie Jacques Bainville meinte? War die Politik Richelieus so durchaus auf lange, längste Sicht, da doch die Schwächung Habsburgs die Stärkung Preußens nach sich ziehen mußte? Doch halten wir uns an ein Wort Bismarcks, daß ein Staatsmann glücklich zu preisen sei, wenn er seine Politik auf sechzig Jahre festzulegen vermöchte. Und das ist Richelieu doch wohl gelungen.

Es gibt keinen guten Frieden, es gibt nur einen maßvollen wie der von Nikolsburg, den Bismarck, und vielleicht noch der von Portsmouth zwischen Rußland und Japan, den 1905 Witte geschlossen hat, Witte, der einzige Staatsmann von großem Kaliber, den Europa nach Bismarck besessen hat. Im September 1914, in den Tagen der

russischen Siege um Lemberg, sagte er einem mir bekannten Diplomaten in Rom auf der Reise nach Rußland über Konstantinopel, da der Weg dahin durch Deutschland versperrt war, mehr oder weniger genau alles voraus, was für sein Vaterland von diesem Kriege zu erwarten sei. Il faut liquider la guerre, il le faut tout de suite. Zunächst freilich wurde er selber liquidiert, wie es damals behauptet wurde, da er in Petersburg solche Reden weiterführte.

Doch ich will hier nicht von Friedensschlüssen reden, guten, schlechten, infamen wie jenem von St-Germain mit, vielmehr gegen Oesterreich in der ersten Fassung, vor der man dann selber erschrak, nachdem man ihn diktiert hatte. Friedensschlüsse scheinen immer schwieriger zu werden, unglücklicher auszufallen, seit Kant seinen Traktat über den ewigen Frieden geschrieben. In Gegenwart Toby Shandys durfte der Name der Stadt Utrecht nicht in den Mund genommen werden, weil er den Frieden, der in Utrecht geschlossen wurde, schmachvoll für England hielt. Jenseits der Grenzen des englischen Herrschaftsbereiches aber wurde aus der Schmach Ruhm und Jubel, zum mindesten ein Gutes. Pascal hat sich im Namen der menschlichen Vernunft darüber gewundert, daß etwas, was diesseits Schmach bedeute, jenseits für ruhmvoll, für Segen gelten sollte. Pascal hat die Grenzen der Vernunft in den Leidenschaften erblickt, Kant in der Vernunft selbst. Darum liegt Pascals ewiger Friede im Gottesreich, der ewige Friede Kants hingegen in der Idee. Ob das nicht auf gewisse Weise in den diversen Friedensschlüssen vor und nach der Kritik der reinen Vernunft zum Ausdruck kommt? Die Friedensschlüsse früher, sagen wir vor der Französischen Revolution und dem daraus entstehenden Nationalismus waren roh aus Leidenschaft, aus purer Macht, auch aus dem guten Gewissen des Erfolges, ein wenig auch darum, weil der Sieger in jedem Fall Gott auf seiner Seite glaubte. Alles das scheint bei den Friedensschlüssen der neuesten Zeit zu fehlen, vornehmlich wohl der Glaube, das gute Gewissen. Aus den meisten spricht Angst, die Angst des Siegers, die Grausamkeit der Phantasielosen.

II

Was eben vorgebracht wurde, soll in Rücksicht auf den fraglichen zweiten Band, in Vorwegnahme von dessen Erscheinen gesagt worden sein. Die Gedanken aber, die folgen, haben sich mir aus der Betrachtung des Gegenstandes im ersten ergeben. Sie betreffen die Phantasie dessen, der Geschichte schreibt, im besonderen aber das Phantastische selbst, das sich an das Wirkliche der Geschehnisse anhängt. Phantastisch — wir hören das Wort heute häufig genug, zu häufig. Es ist ein Modewort geworden, beinahe zur Unart gediehen. In Berlin im Juni 1940, erinnere ich mich, redeten die Leute von phantastischen Siegen in Frankreich. Waren es nicht Siege ins Leere hinein, ohne Substanz? Sollten ihnen später nicht ebenso phantastische Un-siege, Niederlagen entsprechen? Eine Welt, bestehend aus lauter Phantastischem, müßte sich am Ende mit sich selber aufheben oder könnte nur noch mehr als Propaganda fungiert haben.

Das Wort phantastisch, der Begriff, gehört unserer Zeit in einem besonderen Sinne an, darüber kann nicht gestritten werden; und das läßt auf sehr vieles schließen. Kommt es bei Goethe vor, bei Voltaire, bei den Romantikern? Das Romantische kommt aus der Einbildungskraft, das Phantastische zuletzt aus keiner. Es entspricht auf das bestimmteste dem Mechanischen, dem Motorisierten einer ganzen Epoche, den unabsehbaren Erfindungen eines dem Maschinenhaften verhafteten Verstandes, letztlich einer großen, ja absoluten Unfreiheit, sagen wir gleich der Unfreiheit des entschiedenen Monisten. Doch wir müssen noch tiefer eindringen: Nehmen wir an, das Menschengeschlecht, die Menschengeschichte sei nun an das Ende geraten (durch eine kleine, letzte Erfindung eines sonst ganz gewöhnlichen Menschen mit dem allergewöhnlichsten Gesicht), müßte dann nicht dem Zurückblickenden alles, jegliches Ding, jegliche Gestaltung, die ganze Schöpfung, ein Baum, Shakespeare, phantastisch erscheinen und nicht anders? Was alles am Ende liegt, am Abgrund, der so viel ist wie Ende. Man denke das notwendige, naturgemäße Phantastische der Apokalypse, jeder apokalyptischen Schrift, das so genau Phantastische in den Romanen eines wahrhaft apokalyptischen Geistes wie Franz Kafka, darin alles als an seine äußerste Grenze geraten erscheint, an Gott, heißt das, der ist, indem er nicht ist. Von hier aus ist das Wesentliche dieses höchst ursprünglichen Mannes einzusehen, auch das Fragmenthafte in der überlieferten Form seiner Romane. Es ist so, wie wenn damit das Apokalyptisch-Endhafte des Inhalts ausbalanciert werden sollte.

III

Ich habe aber noch eine besondere Verwendung für das Phantastische, von der ich am gehörigen Ort vielleicht nicht ausführlich genug gehandelt habe: auf dem eigensten Gebiet, meine ich, des Physiognomischen. Es ist nämlich so, daß innerhalb dieses Physiognomischen, der Gestalt und des Gesichtes, mit einem Wort dessen, was Albrecht Dürer Figur nennt, etwas nicht stimmen würde, wenn wir nicht das Phantastische, Phantastisch-Singuläre einzusetzen wüßten. Im Gesicht ist ganz und gar nicht alles Zahl, wie Lavater meint, nicht alles Gleichung um eben des Phantastischen, um eines Endes, einer Spitze, eines Auslaufenden willen, des Weltendes meinetwegen, weil wir eben vom Apokalyptischen und dessen Connex mit dem Phantastischen gesprochen haben. Oder auch so: die Gleichung, wenn es schon eine Gleichung ergeben soll, kann nicht aufgehen ohne die Einsetzung eines Phantastisch-Singulären, womit einer zu operieren wissen muß, der zu einem Resultat kommen will. Ein Beispiel, das ich meiner Physiognomik entnehme, die in nächster Zeit in neuer Auflage im Inselverlag erscheinen wird, bietet unser Hausschwein. Ganz Nutzen, Verwendbarkeit, Zucht, darin aufgehend. In einem größeren Maße, ist man geneigt zu sagen, als die anderen Haustiere. Es gehört zum Hausschwein dazu, zu dessen Form, Gestalt, daß es sich überfrißt. Unzucht wird zur Zucht. So ein Hausschwein vor einem gefüllten Trog — alles geht in ihm auf, häuft sich in ihm, bleibt aber dabei ganz richtig, überschreitet nicht das Maß. Wie in einer Gleichung. Man möchte es so ausdrücken: Gleichung ist hier zur Häufung geworden. Woraus sich dann auch die wundervolle Distanzlosigkeit eines solchen Zuchttieres ergeben muß, an welchem alles Nähe ist. Auch so: höchster Mangel an Subjektivität, an Weltanschauung und so weiter, was es alles ohne Distanz nicht gäbe. Nun gut. Etwas aber fehlt noch. Wo bleibt das Phantastische, das am Ende eingesetzt werden soll? Mir ist der Gedanke gekommen: darin, daß so eine überquellende Sau leicht entzündeten Auges, wenn sie Mutter geworden ist und eine Unzahl Ferkel geworfen hat, diese allesamt wieder auffrißt. Zuweilen geschieht das. Was mir als der höchste, vollendete Ausdruck von Distanzlosigkeit, Haufenmäßigkeit und so weiter erscheinen will, als das Phantastische des vollkommen Phantasielosen. Da hat mir nun aber einer geschrieben, das sei alles ganz richtig, er wisse aber auch von Hunden, auch von Katzen, denen es passiere, daß sie ihre frisch geworfenen Jungen auffressen. Gewiß, nur gehört das entschieden in das Gebiet des Pathologischen, das alle Tiere umfaßt und mit dem Singulären nur

als einem Ausnahmefall zu rechnen hat. Die Physiognomik teilt die Erscheinungen nicht in Regel und Ausnahme ein, weil es ihr nicht um die Art allein geht, sondern darum, daß das Singuläre, Vereinzelte, Sonderbare als ein Phantastisches im Ganzen enthalten bleibe. Zuletzt erscheint alles Einzelne, Singuläre phantastisch. Wenn jeder einzelne nur Ausnahme wäre, könnte er nur als Phantasma, als Gespenst figurieren, als solches bestehen. Die Distanzlosigkeit gehört zum Gesicht des Schweines anders dazu als zu dem eines Hundes, einer Katze; sie ist hier Gesicht geworden, Nähe, erschreckliche, wenn man will, wie eben der Wahnsinn Nähe ist, erschreckende, greuliche.

Ich weiß wohl, daß das alles auch nur Worte sind, Worte des Menschen, Worte vom Menschen her. Doch ohne Worte können wir nicht deuten, und Deuten heißt, das Freie an das Unfreie anlegen, so dicht es eben geht. Ohne das Freie irgendwo gäbe es nichts, auch das Phantastische nicht. Ja man möchte dieses am liebsten so bestimmen (wieder mit Worten des Menschen): als das Unfreie, Gezwungene, ganz und gar auch durch sein Ende Fixierte in der unendlichen Welt des Freien.

IV

So gibt es eine Geschichtsschreibung von der Anschauung, vom Gesicht der Dinge her — sagen wir es einmal kühn so! —, so gibt es die physiognomische und dann eine andere, die das Gesicht nicht sieht, das Phantastische in dem angedeuteten Sinne nicht gewahr wird, das Phantastische im größten Stil einer Erscheinung etwa wie der Karls V., auch eines Friedrich III., der zeitweise ohne Land war und doch Kaiser, auch Rudolfs II. Frage, ob nicht das, was frühere Jahrhunderte das Glück der Habsburger genannt haben, damit in Zusammenhang gebracht werden könnte, auch mit dem multiplen, Einigung suchenden, Einigung fliehenden ihres großen Reiches, darin zeitweise in der Tat die Sonne nicht unterging. Was alles zum Gesicht dazugehört. Darf es nicht einmal so gesagt werden, daß dieses berühmte Herrschergeschlecht mehr Spitze war als Wurzel? Zum Unterschied von den Bourbons, weshalb nur diese den Titel tragen konnten *filis ou filles de France*, wenn sie nicht die Könige waren. Das Besondere, das einzig Auszeichnende der Habs-

burger sollte darin ausgedrückt erscheinen, daß sie den Titel Erzherzöge trugen, bevor einer von ihnen Kaiser wurde, und ihr Haus Erzhaus hieß. So hat es keiner mehr empfunden als der Feldmarschall Erzherzog Albrecht, dessen Gesicht als letztes die reinen Züge des alten Schweizer Geschlechts, die Lippe Rudolfs I. und Karls V., Ferdinands und Leopolds II. trug, ungemischt mit denen aus dem Hause Lothringens.

Die andere Art Geschichte zu sehen, will sagen: sie mehr zu denken, vielleicht auch zu empfinden als zu sehen, ist die heute vielfach bewunderte Toynbees, der alle Bewegung, alles Ereignis, Geschehen zurückführt auf das, was er *Challenge* und *Response* nennt. Man muß es ein analytisches, mag es ein psychoanalytisches Verfahren nennen, zum Unterschied vom synthetischen, einbildungskräftigen des sehenden Auges. Es ist dagegen ebensowenig einzuwenden wie gegen das Gesetz der Erhaltung der Kraft. Nur haben Kräfte, welcher Art immer, kein Gesicht. Oder haben es nur in und auf Allegorien. Das Verfahren Toynbees bringt es darum mit sich, daß auf einmal Buddha und Macchiavelli nebeneinander zu stehen kommen, beide als dem Gesetz von *Challenge* und *Response* gehorchend. Man schlage nur den Auswahlband auf und wird auf die Stelle bald kommen. Es ist nicht zu leugnen, daß Geschichte dadurch, durch ein solches Vorgehen, sehr vereinfacht wird, in Augenblicken das Gesicht einer ausgedehnten Platitude gewinnt, gewinnen muß, ja einer Fälschung gleichkommen wird.

Es ließen sich nun manche, höchst bedeutende, Richtung gebende Aussprüche aus dem allumfassenden Geschichtswerk Rankes, das dem Historiographen Richelieus zweifellos Vorbild war, anführen, die sich entschieden gegen solche Simplifikationen Toynbees kehren, was gewiß auch mit Rankes nie verhohlener Vorliebe für alles, was Spitze bedeutet, oben ist, in Glanz gehüllt, ein Gesicht — kurz gesagt — hat, zusammengeht, auch mit einer gewissen Neigung zur Verschönerung, dazu, daß die Dinge auch so seien, wie er, Ranke, sie sehe. Was Mommsen in einer Akademierede ihm vorwerfen — leise — zu müssen für richtig hielt, Mommsen, dem aller Sinn für das Phantastisch-Singuläre abging, der es aber vielleicht gerade darum nicht ganz zu hindern vermocht hat, daß aus seinen berühmten Seiten über Julius Caesar etwas wie eine Einlage, fast möchte man sagen, wie eine große Arie wurde.

Bei Macaulay tritt an Stelle des Physiognomisch-Phantastischen das Rhetorische im großen Stil, was im englischen Liberalismus der Whigs, im Liberalismus Europas überhaupt seinen Grund hat. Der Liberalismus gibt keinen günstigen Boden ab für das Physiognomische. Macaulays Gegenspieler Carlyle löst wiederum das Physio-

gnomisch-Phantastische im Humorvollen auf, was die Historie ebensowenig verträgt wie die Vereinfachungen Toynbees oder der Psychoanalyse. Ich könnte mir denken, daß einem Carlyle das Wesentliche einer Figur wie Karl V., daß ihm auch das der ganzen Geschichte Oesterreichs entgangen sei. Mit um so liebevollerem Blick hat er die Hohenzollern umfaßt, Friederich II. und dessen Vater. Treitschke, erinnere ich mich aus einem seiner letzten Kollegien, wenige Wochen vor seinem Tode, nannte letzteren ein borniertes Genie. So etwas wäre unter einem Geschlecht, das Karl V. hervorgebracht hat, unvorstellbar gewesen: ein borniertes Genie, das ganz zu genießen nicht ohne einen gewissen Humor unsererseits vonstatten gehen kann.

Jetzt noch das zum Schluß der Betrachtung: Beides, das Phantastische und das Humorvolle, ist kein Ersatz für das Mythische, sondern es muß so heißen, daß dieses, das Mythische, darin zu Ende läuft, wie an eine Wand geraten ist: im Phantastisch-Singulären, auch im Gnadenvollen der historischen Persönlichkeit, das uns zuletzt doch einzig bekümmert. Im göttlichen Herodot fehlt die Idee dieser phantastischen Einzigkeit, Isoliertheit des modernen Menschen, des christlichen, daher die wundervollste, kindlichste Harmonie von Mensch und Ereignis, Mensch und Geschehen, das Glücklich-Beglückende darin, was alles aus dem Mythos hinter allem kommt und jegliche Phantastik, auch allen Humor (im Sinne Carlyles) ausschließen muß.

